

(Nachdruck verboten.)

64] Der Mankswmann.

Roman von Hall Caine. Autorisierte Uebersetzung.

Pete stopfte sich die Pfeife aus der Westentasche und fing an zu diktieren: „Liebes Weib —“

Unwillkürlich stieß Philipp eine ersticken Schrei aus.

„Man muß anfangen, wie sich's gehört, verstehst Du — Liebes Weib,“ wiederholte Pete.

Philipp nahm sich zusammen und schrieb die Worte hin, Seine Hand war eiskalt; es fröstelte ihn bis ins innerste Herz hinein. Pete steckte seine Pfeife an und ging, während er den Brief diktirte, rauchend auf und ab. Nancy sah mit dem Strickzeug neben der Wiege, die sie von Zeit zu Zeit schaukelte.

„Gabe mich sehr gefreut, Deinen lieben Brief zu erhalten und das Hütchen fürs Kind . . .“

„Weiter,“ sagte Philipp mit erzwungener Gelassenheit.

„Schon damit fertig, Philipp? O, Du bist wunderbar flink mit der Feder — hättest Du es auf ihrem Köpchen sehen können, Du würdest schrecklich gelacht haben. Sie sahen gerade so aus, wie der kleine Johannes der Täufer im Kirchenfenster.“

Pete hielt inne. Philipp erhob die Feder und wartete.

„Schon wieder fertig? Das geht ja wie der Wind. —“

Freue mich zu hören, daß Du so glücklich und behaglich bei Onkel Sepp und Tante Hannchen bist. Sage beiden meine herzlichsten Grüße und achtungsvollsten Empfehlungen. Hier geht alles vortrefflich und ich bin ganz aufgetraut. Manchmal ist Grammie etwas niedergeschlagen aus Sehnsucht, und Nancy auch; wenn ich ihnen aber sage, daß Du jedenfalls vor ihrem Begräbniß zurückkommst, so ist ihnen das ein großer Trost.“

„Euer Gnaden sollten doch nicht all sein erlogenes Geschwätz aufschreiben,“ sagte Nancy.

„Still, Mädchen! was ist da Schlimmes dabei? Es ist ja nur ein Spaß, um sie in der Fremde bei guter Laune zu erhalten, nicht wahr, Philipp?“ fragte Pete und stieß ihn mit dem Ellenbogen.

Philipp schwieg und starrte beim Schreiben wie betäubt auf das Papier, während Pete paffte und fortfuhr:

„Cäsar sichts wieder fleißig in der Bibel nach kurzen Texten. Der Deemster kommt regelmäßig uns zu besuchen und hat auch Dich nicht vergessen. Im Gegenteile, er denkt immer an Dich und hofft, es wird Dir wohl bekommen, daß Du Dein Heim verlassen hast.“ „Gib' ich zu sehr? ja? So hab' ich Dir's doch zuletzt abgewonnen.“

Philipp's Stirn war mit kaltem Schweiß bedeckt; er sah aus wie ein gehetzter Hund.

„Soll ich — muß ich das schreiben?“ fragte er hilflos wie ein Kind.

„Natürlich — nur weiter,“ sagte Pete lachend und blies Rauchwolken in die Luft.

Philipp schrieb. Die Hand war ihm wie gelähmt; die Feder fuhr zuckend und spritzend über das Papier.

„Was mich betrifft, so bin ich nur ein armer Strohwitwer, und wenn Du mich noch länger ohne Frau lässest, wird man mich für einen Junggesellen halten.“

Pete legte die Pfeife auf den Kamin Sims, räuperte sich wiederholt und wurde plötzlich von einem Husten geplagt.

„Bin froh zu hören, daß Du bald wiederkommst. Schatz.“

(Husten.) „Liebste Kitty, ich entbehre Dich schmerzlich.“

(Husten.) „Schlechter war's selbst in Kimberley nicht.“ (Husten.)

„Wenn ich zu Bett gehe, sage ich: „Wo ist sie diese Nacht?“

Und wenn ich aufstehe, denk' ich: „Wo ist sie jetzt?“

In der finsternen Mitternacht frage ich mich: „Ob sie wohl jetzt schläft?“

(Wiederholter Husten.) „Komm rasch nach Hause, mein Herz! Doch nicht bevor Du wieder ganz wohl bist.“

„Es hilft nichts, sie zu zeitig zurückzurufen, weißt Du,“ sagte er Philipp ins Ohr und stieß ihn wieder mit dem Ellenbogen.

Philipp antwortete zerstreut und fuhr bei der Berührung zusammen, als hätte er sich gebrannt. Petes Husten dauerte fort und das Diktieren begann wieder.

„Ich halte hier ein warmes Nest für Dich bereit. Jeder-mann wird Dich mit Freuden begrüßen, und keiner etwas andres als Gutes und Liebes von Dir sprechen. So komme denn bald, mein treues Weibchen, ehe das närrische alte Herz Deines Mannes —“

Hier hustete Pete heftig. Er regte seinen Hals und verzog den Mund. „Der Husten, der mir in der Kehle steckt, wird mich noch in Stücke reißen,“ sagte er. „Holen Sie mir einen Löffel kalten Schelleh, Nancy, das ist gut gegen den Hustenreiz.“

Nancy nickte über der Wiege — sie war eingeschlafen. Philipp war bleich geworden, ihn schwindelte, er fühlte sich einer Ohnmacht nahe. Im ersten Augenblick konnte er sich kaum einer furchtbaren Anwandlung erwehren. Er war versucht, über Pete herzufallen, ihn zu packen und zu erwürgen. Das Bewußtsein seiner eignen Erbärmlichkeit und Doppeltzüngigkeit machte ihm Pete verhaßt. Gerade die Lauterkeit des Mannes erregte seinen Widerwillen. Er konnte nicht anders, der letzte Funke von Selbstgefühl rang verzweifelt in seiner Brust. Dann aber warf er, von grenzenloser Angst getrieben, voll Scham, voll Reue, voll Abscheu vor sich selbst die Feder hin, drückte sich den Hut auf den Kopf, rief „Gute Nacht!“ daß es klang wie das Aechzen eines todwunden Tieres, und stürzte fort aus dem Hause.

Nancy fuhr aus dem Schlummer auf. „Himmliche Güte!“ rief sie aus und schaukelte die Wiege heftig mit dem Fuße.

„Er ist nun einmal so weichherzig und teilnehmend,“ flüsterte Pete vor sich hin, während er die Thür schloß. „Der Brief ist aber fertig und hier ist der Umschlag.“

VII. Nancy und der Deemster.

Am folgenden Abend stand der Deemster in seiner Wohnung in der Atholstraße. Er hatte den Hut auf, den Mantel über dem Arm und sah, den Ellenbogen auf das Fensterbrett gestützt, hinab in den Kirchhof. Er drehte Ziem, der hinter ihm stand, den Rücken zu, während er mit ihm sprach. Ihre Stimmen waren leise, und sie bewegten sich kaum.

„Alles gut oben?“ fragte Philipp.

„Ganz gut, Euer Gnaden.“

„Heiterer und zufriedener?“

„O ja, außer wenn Euer Gnaden auswärts ist. Der Deemster ist wieder da!“ pflegte sie zu sagen, und es leuchtet in ihrem Gesicht wie Sonnenschein an einem Regentage.“

Philipp schwieg einen Augenblick, dann sagte er mit kaum hörbarer Stimme:

„Sorgt sie sich nicht mehr so sehr um das Kind, Zenny?“

„Sie möchte fortwährend wissen, wie es ihm geht. Ist er heute in Ramsay gewesen? Hat er die Kleine gesehen? Ist sie wohl? So geht's ohne Aufhören.“

Der Deemster schwieg abermals, und Ziem wollte sich mit einer tiefen Verbeugung zurückziehen, als sein Herr wieder anhub: „Zenny, ich gehe ins Gouvernementshaus und komme vielleicht erst spät wieder. Bleiben Sie meinetswegen nicht auf.“

Ziem antwortete leise: „Jemand bleibt Thretwegen immer auf, ob ich es thue, ob nicht. Er ist nun zu Hause,“ sagt sie dann und schlüpfte in ihr Bett.“

Philipp murmelte dumpf und heiser: „Die Karaffe ist leer. Setzen Sie mir eine neue Flasche hin.“ Dann ging er zur Thür hinaus, vermied aber dabei, seinen Diener anzusehen.

Er fand den Gouverneur ebenso aufbrausend wie das letzte Mal und bereit, über ihn herzufallen, bevor er noch Zeit gehabt hatte, ein Wort zu sagen.

„Wie ich höre, Deemster, soll ja der Führer des Aufstandes eine Art Verwandter von Ihnen sein. Sie werden doch wohl im stande sein, den Mann von seinem Vorhaben abzubringen.“

„Ich habe es versucht, Excellenz, doch vergeblich,“ erwiderte Philipp.

Der Gouverneur warf den Kopf in die Höhe. „Man hat mir gesagt, daß der Mensch nicht einmal seinen Namen schreiben kann,“ sagte er.

„Das ist wahr.“

„Ein ganz unwissender und ungebildeter Dursche.“

„Nichtsdestoweniger ist er der klügste und stärkste Mann der Insel,“ sagte Philipp bestimmt.

Der Gouverneur runzelte die Brauen, und die Pockenarben auf seiner Stirne traten stärker hervor. „Dieser klügste und stärkste Mann wird jedoch die Insel verlassen müssen,“ sagte er.

Philipp gab keine Antwort. Er war gekommen, sich der Fischer anzunehmen, doch sah er ein, daß es vergeblich sein würde. Der Gouverneur, den er nach Tisch allein in dem Speisezimmer getroffen hatte, steckte die rechte Hand in seine weiße Weste und sah Philipp mit strengen, zornigen Blicken an.

„Deemster,“ sagte er, „wenn Sie diesen gemeinen Galunken nicht Einhalt thun können, wie Sie behaupten, so können Sie doch etwas anderes thun — ihn sich selbst überlassen.“

„Oder vielmehr J h n e n!“ erwiderte Philipp mit Nachdruck.

„Nun ja — mir, und wer hätte wohl ein besseres Recht?“ fragte der Gouverneur hitzig.

Philipp hielt an sich. Er schwieg, und sein Schweigen konnte für Unterwerfung gehalten werden. Der Gouverneur knackte sich ein paar Rüsse auf, und während er sie zerkaut, begann er einen andern Ton anzuschlagen.

„Es würde mir wirklich sehr leid thun, Mr. Christian, wenn zwischen uns beiden nicht alles beim alten bliebe. Wir sind bisher gute Freunde gewesen, und Sie werden zugeben, daß Sie mir einiges verdanken. Sehen Sie denn nicht ein, daß dieser Mann meinem Ansehen schadet, mich in den Augen der Insel heruntersetzt? Wenn Sie das möglichste gethan haben, um ihn zu hindern, sich selbst den Strick zu drehen, so fallen die Folgen auf sein Haupt.“

„Wieso?“ fragte Philipp, ohne die Augen vom Boden zu erheben.

„Sie haben dann gegen den Mann Ihre Pflicht erfüllt, sage ich. Schenken Sie sich doch ein Glas Wein ein.“

(Fortsetzung folgt.)

Sonntagsplauderei.

Der Chemiker Dr. Berger sah in seinem Laboratorium, einem engen Hofzimmer eines großstädtischen Miesenhauses, mitten zwischen seinen Retorten und Tiegeln, in dieser wissenschaftlich dänstenden Luft, die von beizenden Gasen erfüllt war.

Dr. Berger aber merkte nichts von Enge und übler Luft, er holte sich aus einem Kämmerchen einen kleinen runden Tisch, deckte ihn mit einem sauberen weißen Tuch, und legte auf ihn mit einer fast religiösen Andacht ein braun glänzendes knuspriges Brot. Dann schnitt er von ihm ein Stück ab, nahm es in den Mund und genoß es mit einer langamen Innigkeit, wie nur je ein edler Trinker einen besonders feinen Wein schlürfen mag.

Dieses Brot sah zwar aus wie jedes andere, aber es steckte in ihm ein gewaltiges Geheimnis, es barg nicht nur eine völlige Umwälzung der bisher sehr bescheidenen persönlichen Verhältnisse des Gelehrten, sondern eine allgemeine ökonomische Umgestaltung, deren letzte Wirkungen noch gar nicht zu ermessen waren. Dieses Brot war das Ergebnis einer fünfzehnjährigen, unermüdbaren Arbeit. Dr. Berger hatte sich während der ganzen Zeit ekleid durchgehüngert, er hatte Tag und Nacht über nichts andres als seine Erfindung gesonnen. Es gab Tausende von Mißerfolge, oft, wenn er sich nahe am Ziel glaubte, zerrann der Erfolg wie ein höhnischer Spul, bisweilen hatte er in trüben Augenblicken selbst mit dem Schränkchen geliebäugelt, in dem er die gefährlichsten Gifte aufbewahrte. Und nun war die Mühsal doch belohnt worden. Dort lag das erste Brot der menschlichen Geschichte, das aus gewöhnlichem — B r e u n h o l z gebacken war, und es schmeckte unvergleichlich, war leicht verdaulich, wirkte magenstärkend, bildete reichlich rote Blutkörperchen und kostete nicht viel mehr wie Luft und Wasser.

Um den Leser, der noch weniger von Chemie verstehen sollte als ich, über die Bedeutung der Erfindung Dr. Bergers einigermaßen aufzuklären, füge ich erläuternd ein: Die Cellulose des Brotmehls, des wichtigsten menschlichen Nahrungsmittels, ist chemisch gleich der Cellulose, wie sie im Halm des Getreides, im Holz der Bäume, in allen Gräsern und Blättern enthalten ist. Es ist dieselbe chemische Identität wie zwischen Diamant und Kohle. Aber der menschliche Magen erkennt diese Gleichheit des Brotmehls und der andern Cellulose nicht an, und so find denn aus der ungeheuren Produktion von Cellulose nur die winzigen Körner in der besonderen Erfindungsform der Getreidefrüchte für die menschliche Nahrung zu verwerten. Gelänge es nun, jede Cellulose in Brotmehl zu verwandeln, so find nicht nur die Körner, sondern auch die Getreidehalme, jeder Baumstamm, Reisig, Sägemehl, Loth unmittelbar für die menschliche Ernährung zu gebrauchen, und damit würde Mehl und Brot in un-

erschöpflicher Fülle für einen kaum nennenswerten Preis fabrikmäßig erzeugt werden können, vorausgesetzt, daß der chemische Verwandlungs-Prozess nicht zu kostspielig.

Dr. Berger war diese Umwandlung gelungen, er versetzte die Cellulose des Holzes in eine Form, die der menschliche Magen verdauen kann, und der Prozeß erforderte äußerst geringe Mittel, da es sich im wesentlichen nur um ein geistreich erjornenes Belichtungs- und Erwärmungs-Verfahren handelte in Verbindung mit der Einwirkung eigentümlicher Tonwellen, die mit jeder Kindertrumpete erzeugt werden konnten.

Der Chemiker war ein Forscher, jedoch kein Geschäftsmann. Er hatte aber in einem kleinen Kramladen der Nachbarschaft, in dem er bisweilen Krügen oder sogar Unterhosen eingekauft hatte, einen Verkäufer kennen gelernt, der zwar Müller hieß, doch nichtsdestoweniger zu Höherem bestimmt war. Mit dem hatte er seit langem die kapitalistische Verwertung der Erfindung besprochen, und an diesem Abend des ersten Holzbrotes ging Dr. Berger zu dem jungen Mann und der Kriegsplan wurde abgeschlossen. Müller kannte einen Buchhalter der größten und solidesten Bank des Landes, dieser Buchhalter eröffnete ihm den Zugang zum jüngsten Direktor der Bank, der zwar Schulze hieß, indessen in dem Geruch der Genialität stand. Schulze empfand längst die phyliströsen Gewohnheiten seines Instituts als lästig und er fürchtete die Ueberrennung durch die wagemutige Konkurrenz. Die erste Unterhaltung mit Müller festigte sogleich den Entschluß, wie er die Bank auf die Höhe der modernen Zeit bringen könnte.

Nach ein paar Wochen war das „Patent Berger“ die größte Sensation der Gegenwart. Die Zeitungen besprachen im politischen Teil die Wirkungen der Erfindung auf die Entwicklung der Gesellschaft und der Parteiverhältnisse, im Feuilleton wurde der wissenschaftliche Wert erörtert, und im Handelssteil wurde die epochale finanzielle Bedeutung in größtem Stil schwungvoll gefeiert. Im Inseratenteil aber erschienen Miesenanzeigen über die „Internationale Speiseholz-Altiengesellschaft (Patent Berger), Direktor Müller“. Einige hundert Professoren hatten als Sachverständige ihr Gutachten dahin abgegeben, daß das nach dem Patent Berger hergestellte Holzbrod — der Centner stellte sich auf 2 1/2 Mark — weit nahrhafter und bekömmlicher sei, als das bisher aus Körnern hergestellte. Die „Internationale Speiseholz-Gesellschaft“ gründete fast in jedem Dorf, in dessen Nähe ein kleines Gehölz oder Torfboden war, eine Tochtergesellschaft. Ein dichtes Netz von solchen Ablegern erstreckte sich über die ganze Erde, vom Nord- bis zum Südpol. An Stelle des eingestürzten Campanile wurde selbst in Venedig eine Speiseholz-Fabrik errichtet, deren Beziehungen zur Müllerschen Gesellschaft nicht unbekannt waren.

Das Publikum prügelte sich um die Speiseholz-Aktien. Ein Duzend Papier- und Farbfabriken waren ständig in Thätigkeit, um das Material für die Aktienherstellung zu liefern. Die Dividenden schwellen lawinenhaft. Das Aktienkapital wurde jeden Monat verdoppelt. Dr. Berger hatte sich inzwischen wieder in sein Laboratorium zurückgezogen, nachdem man ihm sein Patent mit allen Rechten für 3000 Mark 75 Pfennig — die Hälfte in Aktien der Speiseholz-Gesellschaft zum Nominalwert — abgekauft hatte.

Einen besonderen Einfluß hatte die Entdeckung übrigens auf die Zeitungsindustrie. Die Presse war ja nun genießbar geworden. Man hob die Zeitungen sorgfältig auf, brachte die Makulatur am Ende jeden Monats in die nächste Holzbrodfabrik, wo die Cellulose von der Ver unreinigung durch die Druderschwärze gesäubert und dann in Brotmehl verwandelt wurde. Eine Familie konnte ihren Brotdbedarf so ziemlich durch das Zeitungspapier decken.

Gleichzeitig mit dem ungeheuren Aufschwung des Müllerschen Unternehmens entwickelte sich auch die Bank, seitdem Schulze der Generaldirektor geworden war. Auch sie verteilte riesige Dividenden, und das Aktienkapital wuchs binnen kurzer Zeit in die Milliarden.

Müller und Schulze galten für die größten Finanzheroen des 20. Jahrhunderts; ihre gemeinsamen Beziehungen kannte niemand.

So stand alles in wunderbarem Segen, da erschien eines Tages in einer Zeitung ein Artikel des Prof. Verisakly, der mit kühler Ruhe nachwies, daß die merkwürdige Verschlechterung des allgemeinen Gesundheitszustandes lebiglich durch das Holzbrod herbeigeführt sei, das in Wirklichkeit keine der ihm nachgerühmten Eigenschaften besitze, sondern völlig unverdaulich sei. Einen Tag später brachte der Handelsredakteur des Blattes andeutende Betrachtungen über größenswahnsinnige Gräuerei und er sprach den Verdacht aus, daß die Schulze'sche Bank das höchst unsolide Müllersche Unternehmen finanzieren sollte. Das Publikum wurde beunruhigt. Aber Müller ließ hundert neue Gutachten von ersten Autoritäten aufmarschieren, die bündig zeigten, daß der Prof. Verisakly ein mißgünstiger Narr, wenn nicht ein von der Konkurrenz bestochener Schuft sei; zugleich kündigte die Speiseholz-Gesellschaft abermals gesteigerte Dividende und eine weitere Verdoppelung des Kapitals an. Schulze aber erklärte namens seiner Bank, sein Institut sei überhaupt nur mit 50 000 Mark an der Speiseholz-Gesellschaft beteiligt; auch die Bank brachte wiederum eine höhere Dividende auf und steigerte ihr Kapital um dreiviertel Milliarden.

Indessen Prof. Verisakly und der Handelsredakteur ließen nicht locker. Immer schärfer wurden ihre Angriffe — und eines furchtbaren Morgens lag das Müllersche Unternehmen und die Schulze'sche Bank zusammengebrochen am Boden. Niemand hatte mehr Speiseholz essen wollen; die Aktien der Speiseholz-Gesellschaft waren völlig

entwertet, man konnte sie ja nicht einmal mehr verzehren, weil sich das Patent Berger als Humbig erwiesen hatte. Das entsetzte Publikum erfuhr, daß die Baul mit 4 Milliarden bei dem Schwindelunternehmer Millers beteiligt war. Ungeheure Vermögen und Ersparnisse waren verloren gegangen. Und das Schlimmste war: die Besiglosen standen grinsend und höhnlachend da: „Das also ist Eure kapitalistische Ordnung — Schwindel nichts als Schwindel!“

Die finanziellen Schiedungen waren in der That ebenso kolossal wie unentwirrbar und scrupellos. Die öffentliche Meinung raste ob so fürchterlicher Verwahrlosung, am lautesten die Presse, die von den anderen Banken und Industrie-Gründungen subventioniert war. Diese Müller und Schulze wurden als die wahnsinnigen Schinderhannesse des sonst so soliden kapitalistischen Geschäfts an den Pranger gestellt.

Müller und Schulze kamen vor das Schwurgericht. Selbst die Verteidiger fanden kein Wort für mildernde Umstände. Die Verhandlungen dauerten ein ganzes Jahr. Jeder Tag enthielt neue Verbrechen der beiden Schurken. Staatsanwalt, Richter und Geschworene bekamen sämtlich vor Mut über so viele Gemeinheit Gallensteine und Leberleiden — auch sie hatten bei dem Zusammenbruch schwere Verluste erlitten. Die Zuschauertribüne mußte mehrmals geräumt werden, weil das erregte Publikum die Angeklagten mit faulen Eiern, Speisefolzbrot und Pant-Ärten-Ballen bewarf, die mit Schwefelwasserstoff durchtränkt waren.

Endlich kam der letzte Tag. Die Geschworenen hatten sich zurückgezogen. Das Publikum barst schier vor Spannung. Trotz aller Verluste sah man überall ein triumphierendes verbissenes Lächeln: Unter 20 Jahren Zuchthaus, so frohlockte man, würden die beiden Schufte nicht davor kommen!

Die Geschworenen kamen in feierlichem Zuge in den Saal, stumm, gelblich-grün, schwiegend; von ihrer düsternen Stirn las man das: „Schuldig!“ Eben wollte der Obmann den Spruch beginnen. Da entstand draußen ein Lärm. Herein stürzte, verfolgt von den Gerichtsdienern — — Dr. Berger. Er stellte sich unmittelbar vor die Geschworenen und sprach in atemloser Hast das Folgende: „Verzeihung, meine Herren, daß ich Sie so gewaltsam störe. Aber ich muß Ihnen mitteilen, daß ich soeben meine Erfindung vervollkommen habe. Das frühere Holzbrot litt in der That an einem Fehler. Jetzt ist auch der beseitigt. Ich bin so glücklich, mich auf das Zeugnis des Herrn Professor Verifachty selbst berufen zu können, der freudig anerkennt, daß das verbesserte Holzbrot alle Vorzüge des natürlichen Brotes besitzt, es aber bei weitem durch Willigkeit, leichte Verdaulichkeit und Geschmack übertrifft. Ich überlasse auch dieses Patent meinem so schwer geprüften Freund Müller.“

Das Gesicht des Obmanns leuchtete auf; er verständigte sich, ohne den Saal zu verlassen, schnell mit seinen Kollegen, dann verkündete er laut und heiter: „Nicht schuldig!“ Darauf wurden Müller und Schulze freigesprochen. Geschworene, Staatsanwalt und Richter schüttelten ihnen glückwünschend die Hände und boten ihnen für ihr neues Unternehen den Rest ihrer Vermögen an. Das Publikum durchdrang jubelnd die Schranken und trug die beiden Entlassenen begeistert ins Freie. Dr. Berger aber ging still seines Weges.

Das neue Holzbrot bewährte sich in der That. Müller und Schulze wurden wegen ihrer Verdienste um das Vaterland bald geadelt; sie erhielten den höchsten Orden und waren zeitweilig Minister. Als sie zientlich zu gleicher Zeit starben, wurde ihnen auf dem größten Platz der Hauptstadt ein Denkmal errichtet. Es war ein nationaler Gedenktag. In den Volksschulen wurden Biographien der Reden verteilt, die also schlossen: „Das Schicksal dieser beiden Männer zeigt, auf welche Höhen Fleiß, Umsicht, Tapferkeit und strenge Redlichkeit zu führen vermag. Ihr schönster Ruhm aber ist, daß sie mit echt deutscher Treue und opfermütiger Zähigkeit ihrem einmal gefassten Ideal unbeirrt, zum Heile der Menschheit, folgten, mochten auch Neid, Unverständnis und Mißgunst die genialen und mutigen Männer selbst bis an die Pforten des Zuchthauses schleppen. Der herrliche Sieg ward ihnen dennoch!“ — J o c.

Kleines Heuilleton.

-w. Die alte Berliner Stadtmauer ist der heranwachsenden Generation fast ebenso unbekannt wie etwa die chinesische Mauer. Und doch hat auch Berlin seine Mauer gehabt, gleich andern deutschen Städten und die Geschichte dieser Mauer ist ein Stück Geschichte Berlins überhaupt. Diese Mauer, mit einem doppelten nassen Graben, begann an der Spree und lief mit der heutigen Neuen Friedrichstraße, deren ganzen Bogen beschreibend, bis zum Ufer an der Friedrichsbrücke. Ihren Anfang bezeichnete ein runder Turm und ein vierseitiges Thorhaus sperrte nach dem Osten zu den Ausgang. Ein zweiter Turm erhob sich an der Öffnung der Waisenstraße nach der Neuen Friedrichstraße. Hinter der Klosterkirche machte die Mauer eine Biegung und lief, durch einen dritten Turm geschützt, zur Königstraße, wo das Königsthor lag. Von dort lief sie weiter zu der Stelle, wo die Klosterstraße und die Neue Friedrichstraße zusammenstoßen. Hier schützte wieder ein starker Turm die Mauer, welche dann schnurgerade auf die Spree stieß. Dazwischen lag das

von einem runden Turm gedeckte Spandauer Thor und am Spree-Ufer, nahe der Börse, schützte ein weiterer Turm, der Mönchturm, die Mauer. Von dem östlichen Thore lief die Mauer glatt bis zur Kleinen Stralauerstraße. Hier stand wieder ein runder Turm. Vom Mönchturm verlief die Mauer hinter der Burgstraße, von zwei Türmen geschützt. Von dem Turm an der Kleinen Stralauerstraße ging eine Schanze ins Wasser hinein.

Bei der Befestigung der königlichen Seite war die Natur den Bürgern zu Hilfe gekommen. Ein hochgelegener Platz um die Petrisirche beherrschte hier den Flußlauf, um gegen Süden und Westen hin zu einem Gewirr von Sumpf und Wasserläufen abzufallen. Vom Ende der Fischerstraße, wieder mit einem Turm begrenzt, zog sich die Mauer in der Richtung der Friedrichsgracht, im Bogen des Wassers, bis über die Spreestraße hinaus. An der Hoffstraße lag wieder ein Thorhaus, das Köppler Thor. Zwei größere Türme und sieben Weichhäuser begleiteten dann den Mauerlauf bis zum Gertraudien- oder Teltower Thor. Bis zur Spreestraße wies die Mauer wiederum 10 Weichhäuser auf, zwischen Spreestraße und Jungfern-Brücke erhob sich ein größerer Turm und dann verlief die Mauer zwischen Bröderstraße und Mühlengraben nach der Stechbahn hin. Die Beschreibung von 1650, nach der wir gehen, läßt hier die Mauer sich verlaufen. Hier hat eben 1442 der Kurfürst, als ihm die Berliner den Grund und Boden zum Schloßbau abtreten mußten, die Befestigung abgerissen und sich die Stadt geöffnet. In dem „Historischen Atlas von Berlin“, den J. M. F. Schmidt 1835 herausgab, führte die Berliner Mauer in der Richtung der Stechbahn und der Schloßfreiheit bis in den Lustgarten. Hier stieß sie in einem rechten Winkel an die Spree und traf mit dem oberen Ende der Mauer von der Friedrichs-Brücke her zusammen. So waren also Berlin und Kölln durch eine starke Befestigung wohl verwahrt. Berlins Um-mauerung ist vermutlich bereits im 13. Jahrhundert vollendet gewesen. Aus einer Urkunde von 1319 schließt Holze, daß Berlin damals bereits ummauert war. Diese Berliner Mauer bestand in ihrem Unterteile aus großen, fest vermauerten Feldsteinen, während oben das Material aus Backstein geworden war. Nicht durchgängig aber doch an den meisten Stellen war sie sechs Fuß dick. Mit kunstvoller Auszierung konnten sich die Erbauer nicht abgeben, galt es doch rasch zu arbeiten. So wurde dem zunächst eine bloße Mauer mit einem einfachen Graben gebaut. Die Feldsteine wurden herbeigeschafft und die in der Nähe befindliche Ziegelei nutzbar gemacht. Dabei arbeiteten nicht nur die Bürger mit ihren beim Ackerbau benutzten Gespannen, sondern die Stadt zwang auch die dienstpflichtige Bauernschaft zu harter Fronde, wie ja überhaupt an den Befestigungsbauten, welche die Stadtherren jener Zeit ausführten, Thränen und Schweiß der Bauern klebten. Auch die Markgrafen leisteten dem Mauerbau alle Hilfe, denn eine feste Stadt im Rücken zu haben, war für die Aufrechterhaltung ihrer Macht in der Mark draußen von höchster Wichtigkeit. Da man Eile mit der Herstellung der Mauer hatte, so haben die Erbauer die Türme zum Teil erst später hergerichtet. So ist dies z. B. mit dem Mönchturm der Fall. Auch der Wall vor der Mauer und der zweite äußere Graben wurden erst später angelegt, als die Stadt sich für ihre Rechte und Privilegien zu wehren begann.

Hinter dieser Mauer und diesen Türmen lag viel Reichtum, Macht und Bürgertrug. Die Gewalt lag in den Händen der städtischen Geschlechter, die stolz auf ihre zahlreichen Vorrechte pochten, welche um so größer waren, je weniger Einfluß die staatliche Gewalt hatte. Der Landbesitz der Stadt erstreckte sich bis weit in die Um-gegend, der Handel füllte die eisenbeschlagenen Truhen mit seinen Ueberflüssen; kein Wunder, daß dieser Stadtdiadel und dieses Bürger-tum stolz waren. Aber ihre Macht brach zusammen, als die neuen Herren der Mark erst die Juntermacht überwunden hatten. 1442 wurden den Berlinern ihre besten Rechte genommen, die königliche Mauer wurde niedergelegt und der Schloßbau schob sich als Zwingburg in sie hinein. Der Stadigraben wurde an jener Stelle zum Burggraben und richtete sich nun gegen die Stadt. Die beiden Türme, die zu dem gebrochenen Stadtmauerstück gehörten, wurden Außenverte des Schloßes. Die kurfürstliche Befestigung mit Inguräden, Mauern und Türmen, Geschützen und Geschossen, Besatzung und Burgmännern erhob sich bald inmitten der Stadt und konnte bereits anfangs 1451 von dem Kurfürsten bezogen werden. Diese Unterwerfung des trutzigen Berlins erregte weithin Aufsehen. Aber mit der Stadt-mauer war auch der Bürgerstolz zusammengebrochen und Berlin hatte jetzt kein Interesse mehr an der Aufrechterhaltung der weiteren Stadtmauer, die nun rasch verfiel. Die zahlreichen Ermahnungen und Befehle, die seit Mitte des 16. Jahrhunderts an die Berliner ergingen, zur Instandsetzung und Erhaltung ihrer Mauer, sind der treffende äußere Beweis dafür.

Mit dem Wachsen der Berliner Bevölkerung wuchsen die Häuser-bauten über die Mauer hinaus. Da sie dicht vor den Thoren an den großen Landstraßen lagen, verhinderten sie in jeder Weise die wirksame Verteidigung der Stadt. Die Türme benutzte man als Strafgefängnisse, die Weichhäuser waren an arme Bürger vermietet, und an die innere Mauer waren mit Vorliebe Häuser angebaut worden, weil auf solche Weise der sparame Besitzer die Haus hinterwand sparte. Als die Söldner-heere des 30-jährigen Krieges nahten, veruchten die Bürger so viel als möglich an der Befestigung zu bessern, ohne jedoch viel zu erreichen. Die Kriegshorden konnten sich über die fast wehrlose Stadt ergießen.

Unter dem Kurfürsten Friedrich Wilhelm begann man Berlin durch Renaufriktion von Festungswerten, zu befestigen. In der Folgezeit verschwand die alte Mauer mit ihren Thürmen bis auf den letzten Rest. Das Königsthor fiel zu Anfang des 18. Jahrhunderts, das Stralauer Thor ließ Friedrich Wilhelm I. fortnehmen, das Spandauer Thor sank 1718, der gewaltige Mönchthurm sank schon 1704. Aber noch beim Bau der heutigen Börse fand man seinen Grundbau und mußte ihn entfernen. Die Köllnische Stadtmauer war 1680 niedergelegt worden. So verschwand im Wandel der Zeiten die Berliner Mauer, das trügliche Wahrzeichen bürgerlicher Macht. Aber noch bis in unsere Zeit erhielten sich Reste von ihr, bis die unablässige Erneuerung, welche die wachsende Stadt auch in ihrem Innern vornehmen mußte, auch diese beseitigte. Heute erinnert nichts mehr an diese vergangene Zeit. —

— **Der Dinkel und die Alemannen.** Der „Frankfurter Zeitung“ wird von einem Mitarbeiter geschrieben: Es ist nicht allgemein bekannt, daß der schwäbisch-alemannische Südwesten des Deutschen Reiches eine besondere Brotpflanz hat. Während in Nord- und Mitteldeutschland sowie in Bayern der Roggenbau weitwärts überwiegt, herrscht in Württemberg, in den angrenzenden Teilen Badens, des Elsaßes und der Schweiz, sowie im bairischen Schwaben der Dinkel vor, auch Spelz genannt und von den Botanikern als *Triticum spelta* L. bezeichnet. Namentlich in Württemberg dient der Dinkel vielfach fast ausschließlich als Brotpflanz; in der Schweiz wird er einfach als „Korn“ bezeichnet, also als Brotpflanz (Krumantum) im eigentlichen Sinne. Der Dinkel sieht dem Weizen sehr ähnlich, ist ihm auch nahe verwandt; das Dinkelmehl wird dem Weizenmehl gleichgestellt. Wer freilich an das kräftige und würzige Roggenbrot Mittel- und Norddeutschlands gewöhnt ist, wird dem Dinkelbrot nicht leicht Geschmack abgewinnen.

Dinkel, Emmer und Einkorn faßt man unter dem Namen Spelzweizen zusammen; vom eigentlichen Weizen unterscheiden sie sich dadurch, daß die Körner beim Dreschen in den Spelzen eingeschlossen bleiben. Der Spelzweizen muß daher, ehe er auf den Markt und zum Verbrauch gelangt, in der Mühle gerberbt, d. h. von der Hülle befreit werden. Die geschälte Frucht führt den Namen Keimen. In den romanischen Ländern und in England steht der Weizenbau an erster Stelle. Die immerhin auffallende Erscheinung, daß ein ziemlich eng begrenztes Gebiet, das südwestliche Deutschland, sich auf dem Gebiete des Getreidebaues deutlich nach allen Seiten hin abgrenzt, ist wohl bekannt gewesen, hatte aber eine genügende Erklärung noch nicht gefunden. Im neuesten Heft der „Württembergischen Jahrbücher“ veröffentlicht nun Dr. Robert Gradmann auf Grund eines reichen Quellenmaterials eine eingehende Untersuchung, deren Ergebnisse wir hier kurz skizzieren wollen. Das Verbreitungsgebiet des Dinkels ist danach wesentlich dasselbe geblieben wie im frühen Mittelalter. Aus Thatfachen der physischen Geographie ist die Verbreitung des Dinkelbaues nicht zu erklären, sie ist vielmehr in erster Reihe historisch-ethnographisch bedingt, und zwar zeigt sie die engsten Beziehungen zum Wohngebiet des schwäbisch-alemannischen Volksstammes. Diese Beziehungen sind nur zu begreifen, falls man den Ursprung des schwäbisch-alemannischen Volkes annimmt. Daß die Alten den Dinkel bereits gekannt und angebaut haben, wie man bisher ziemlich allgemein annahm, ist weder durch die Literatur, noch durch die archäologischen Funde bewiesen oder nur wahrscheinlich gemacht. Wahrscheinlich ist die von den Alten angebaute Frucht der Emmer (*Triticum di coecum*) gewesen. Dagegen scheint der Dinkel, ebenso wie Roggen und Hafer, zuerst von den baltischen und germanischen Völkern angebaut und erst durch die Germanen den Römern bekannt geworden zu sein; insbesondere ist es wahrscheinlich, daß der Dinkel von den Alemannen nach Südwestdeutschland gebracht wurde und innerhalb ihres Stammesgebietes sich dauernd behauptet hat. Gegen die Annahme, daß der Dinkel von den Römern übernommen sei, spricht die erfahrungsmäßige Thatfache, daß die einjährige Kulturpflanze am Weibauer, nicht an der Scholle haftet; auch sollte man denken, daß dann gerade die romanischen Völker heute den Dinkel noch bauen müßten, während er doch auf ihrem Gebiete sich nirgends zeigt. Die Ausführungen Dr. Gradmanns verdienen wohl eine Ergänzung nach der sprachlichen Seite hin. Auf diesem Gebiete ist es vielfach noch recht dunkel. Der schriftmäßige, auch am Rhein landesübliche Name der Frucht ist Spelz, das althochdeutsch sowohl als *spelza* wie als *spelta* vorkommt und in dieser Doppelform willen der Entlehnung aus lat. *ital. spelta* verdächtig erscheint. Heune und Kluge nehmen auch Entlehnung an, während Schade das Wort für germanisch hält. Auffallend ist jedenfalls, daß das lat. *spelta* erst im 4. Jahrhundert auftritt und eine befriedigende Erklärung nicht gefunden hat. Ueber die Herkunft von „Dinkel“ läßt sich nicht viel mehr sagen, nur steht seine deutsche Abkunft wohl fest. Inwieweit giebt es aber für den Dinkel noch eine Reihe teilweise etymologisch dunkler Synonyma, wie Korn in der Schweiz, Weizen in einem Teil Schwabens, Audacht in Stubeßen, wo in einigen wenigen Dörfern Dinkelbau vorkommt. Zweifellos sind in den deutschen Mundarten noch andre Bezeichnungen verborgen. —

Physiologisches.

cc. Die Rolle des Stickstoffs beim Stoffwechsel. Einer von den Ernährungsfaktoren, die den Gelehrten viel zu schaffen machen, ist u. a. auch der Stickstoff. Stickstoff wird dem Körper in

den Eiweißstoffen zugeführt, die besonders in den animalischen Nahrungsmitteln reichlich vorhanden sind. Durch den Lebensprozeß wird das Material des Körpers beständig verbraucht und muß daher auch stets erneuert werden. Die verbrauchten Bestandteile werden teilweise mit dem Blut nach den Lungen geführt und beim Ausatmen ausgeschieden, teilweise verlassen sie den Körper in den Ausdünstungen durch die Haut und teilweise durch die Harnblase. Nur beim Ausatmen und durch die Haut löst der Körper gasförmige Bestandteile ab, die er nicht mehr braucht. Ob sich aber hierbei freier Stickstoff befindet, resp. wie viel, das ist eine noch unentschiedene Streitfrage. So viel ist sicher, daß jedenfalls nur ein geringer Bruchteil des ausgeschiedenen Stickstoffes den Körper in Gasform verläßt, während der größte Teil des aus der Befregung von Eiweiß stammenden Stickstoffes sich im Harnstoff vorfindet; ob der Stickstoff ausgeatmet oder ausgedünstet wird, ist noch eine offene Frage. Die Versuche verschiedener Forscher haben hierbei zu teilweise entgegengesetzten Resultaten geführt. Prof. Seegen sucht die Aufmerksamkeit der Gelehrten von neuem auf diese Frage zu lenken. Er selbst fühlt sich zu alt, die Versuche, die er vor 30 Jahren mit einem inzwischen verstorbenen Freunde, Nowak angestellt hat, in verbesserter Form zu wiederholen; deshalb hat er der Wiener Akademie der Wissenschaften 3000 Kronen für diesen Zweck zur Verfügung gestellt. Infolgedessen hat dieselbe einen Preis dieser Höhe für die Feststellung ausgesprochen, „ob ein Bruchteil des Stickstoffes der im tierischen Körper umgesetzten Albuminate (Eiweißstoffe) als freier Stickstoff in Gasform, sei es durch die Lunge, sei es durch die Haut, ausgeschieden wird“. Die Arbeiten sind bis zum 31. Januar 1904 an die Kanzlei der Akademie in Wien anzugehen. Die Entscheidung der Frage hat keineswegs nur wissenschaftliche Bedeutung, sondern sie ist auch für das praktische Leben von höchstem Interesse. —

Humoristisches.

— **Vertröstung.** Eine Hochzeitsgesellschaft wartet auf den Vater des jungen Ehemanns, der mit dem Mittagzuge zum Festmahle eintreffen soll. Statt seiner kommt aber nur ein Telegramm des Inhalts: „Jugenschluß veräumt. Komme bestimmt zur „silbernen“ Hochzeit.“

— **Wohlmeynd.** Fräulein (im heißen Eisenbahncoupe, lebend): „Ach, wenn ich doch eine kleine Erfrischung hätte!“
 Herr (nach einer Weile): „Schmupfen thun Sie wohl nicht, Fräulein?“

— **Zu eifrig.** Staatsanwalt: „... Also von einem Krokodil wurde Ihr Diener verschluckt?“

Professor: „Ja! Und er hat noch dazu mein ganzes Reifegeld in Verwahrung gehabt!“

Staatsanwalt (aufhorchend): „Sinn, glauben Sie nicht, daß er Ihnen auf diese Art das Geld veruntreuen wollte?“ —
 („Fliegende Blätter.“)

Notizen.

— Die Winteraison des Deutschen Theaters beginnt am 1. August. —

— Das Lessing-Theater eröffnet am 1. August seine Winterpielzeit mit Georg Engels Drama „Ueber den Wassern“ und Ludwig Thomas Bauernkomödie „Die Medaille“. Noch im August werden folgende Revitäten in Scene gehen: Calderons Lustspiele „Dame Kobold“ und „Das laute Geheimnis“, ferner Magim Gorkis Drama „Kleinbürger“.

— **Lorchings „Undine“** geht heute zu volkstümlichen Preisen im Theater des Westens in Scene. —

— **Theodor Jäger** vom Elberfelder Stadt-Theater ist als lyrischer Tenor vom 1. Januar 1903 ab für das Theater des Westens verpflichtet worden. —

— Im Liederspielhaus (Kroll) gelangt als Fortsetzung im Offenbach-Cyklus in den nächsten Tagen „Die verwandelte Kage“ zur Aufführung. —

— Die Bayreuther Festspiele werden im nächsten Jahre nicht stattfinden; erst im Jahre 1904 werden wieder Wagner-Aufführungen veranstaltet werden. —

cc. Der Planet Neptun ist in den nächsten Tagen, zwar nicht mit blohem Auge, doch aber schon mit einem kleinen Fernrohr ganz leicht aufzufinden. Die Venus, die gegenwärtig als Morgenstern am Himmel glänzt, zieht nämlich nahe an ihm vorüber; am Morgen des 28. Juli steht sie nur 1/4 Grad, also nur eine halbe Wollmondsbreite nordöstlich von ihm entfernt. Man braucht also das Fernrohr vom hellen Morgenstern nur ganz wenig nach Südosten zu neigen, um den Neptun zu erblicken. —

— Will man einen Hund gründlich reinigen, so nimmt man ein genügendes Quantum warmes Wasser, worin etwas gelbe Kalifeife aufgelöst ist, und wäscht den ganzen Hund damit, am besten mittels einer starken Vorstiehbürste; dabei muß man gegen den Strich büsteln, damit das Seifenwasser gründlich das Haar bis auf die Haut durchdringt. Im Winter muß das Waschen und Abbüsteln im warmen Zimmer geschehen und der Hund mit gewärmten Decken trocken gerieben werden. —